

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wie ein Sturmesgeißel kam Bolko einmal nach Gotternegg, raste zwischen Aciern und Eysfuß im Lauffschritt durch den Park, Schloß und Marstall, jagte nach der Himmelsleiter, fuhr nach Dombach zum Herzog und dampfte am nächsten Tage wieder nach Berlin zurück. Es war alles in Ordnung, nun konnten die Einladungen zur Hochzeit verschickt werden. Sie flatterten durch Lande und Städte, auf edlem Büttenpapier gedruckt und lauteten wie folgt: „Bolko Fürst von Gotternegg, Wild- und Berggraf zum Gogen, Graf von Iken, Freiherr von Hohenstein und Kempfen, auch Herr zu Glauen sowie der niederen Grafschaft Otting, gibt sich geziemend die Ehre, zum Tage seiner Vermählung mit Lillian Freiin von Dornau, einzigen Tochter des Colonel John Francis Simpson Esqu. auf Streatham und Somerscot, zu laden. Die Feier findet am 8. Mai mittags zwölf Uhr in der Schloßkapelle zu Gotternegg statt. U. A. w. g.“

„A je,“ jagte Fürst Hertsfurth, als er diese Anzeige erhielt, „nun ist der Dollarmann auf einmal zum Colonel avanciert. Ob er in Uniform kommt? Aber es klingt alles volltönend und raffeecht. Wer den Hummel nicht kennt, kann sich einbilden, die Freiin sei eine junge Witwe. Ich bin neugierig, ob Emil zusagen wird und ob mein Kaukasier auch geladen ist.“

Der Kaukasier war der Fürst Fazil Bura-eddin-Ben, der Schwiegersohn Hertsfurths, der mit seiner Frau und einem reizenden Zwillingspärchen von Töchtern in Emstirch bei dem Erbprinzen Emil zu Besuch weilte. Er war geladen, wollte aber abfragen. Es verbreitete sich, daß vom Hochadel des Landes nur wenige gesonnen wären, der Einladung Folge zu leisten. Das ärgerte wiederum den Herzog, ob schon er selbst ein Gesicht schnitt, wenn er an die Hochzeit dachte und an den Colonel aus Amerika und die neue Freiin. Wenigstens sollte die Verwandtschaft vollzählig vertreten sein, und so bat er denn den Kaukasier, die Ladung anzunehmen und telegraphierte auch noch nach London an seinen zweiten Sohn Harro, er möge sich ein paar Tage Urlaub geben lassen und am 8. Mai pünktlich zur Stelle sein.

Das war ein wundervoller Tag. Der Venz war frisch ins Land gekommen, und dieser Mai glich schon dem ersten Sommermond, und wolkend's sommerlich sah es im Park von Gotternegg aus, wo die Gärtner aus den Treibhäusern alles, was Blüten trug, in die Erde verpflanzt hatten, auf die Gefahr hin, daß ein Nachfröhen dies große Blüten unbarmherzig töten könne. Aus den Büschen der Pfingstrosen leuchteten purpurne Ballen, vom Grün der Rasenflächen hoben sich die Violettbeete in schillernden Farben ab, schneeweiß, gelb, violett, schwarzblau mit Silberfärbung, Petunien und Au-

riseln entfalteten ihre Knospen, scharlachrot und tieforange stand die Lähmis in der Rabatte, es dufteten die Balsaminen, und am Wasser blühte das Bergschmeinnicht. Auch die Drangerie war entvölkert worden; zu seiten der Freitreppe reckten die Palmen ihre Kronen unter Lorbeer, Nussas, Niesenhaut und Gummibäumen; die Teppichbeete dehnten sich in farbiger Pracht, durch die verweißen Cinerarien ging ein leichtes Zittern. Das war nicht mehr der verwilderte Jaubergarten und war auch nicht mehr das verwunschene Schloß. Von der Höhe herab wehten Banner und Fahnen, das Portal war geöffnet, man sah in die weite Halle hinein, die der Sonnenschein bis in Ecken und Winkel füllte. Vorüber war der Dorurdschenichlaf; ein Schwarm von Lakaien glitt dienstfertig hin und her, auf der Terrasse, auf den Rasenflächen, zwischen den Bosketts, auf Weg und Steg schwirrte der Strom der Gäste; zahlreiche Offiziere, Herren in schon sommerlich lichten Kostümen, in Smoking und dunkler Ueberrock, Damen in hellfarbigen Toiletten — und wie lustig klang das Plaudern und Lachen, wie summt die Unterhaltung, wie flogen die Phrasen herüber und hinüber, deutsch, französisch, englisch, auch einmal in gutturalem Tone eine russische Wendung.

Viele waren bereits zum Volterabend eingetroffen, aber die aus der Umgegend kamen erst am Vormittage zur Feier. Die Wagen rollten die Dorfstraße herab, meist schwere Equipagen, hin und wieder ein Biererzug, auch Leiterwagen mit Bauern und Tagelöhnern aus den Vorwerken und den Dörfern der Nebenherlichkeit. Ehrenporten und Girlanden bildeten eine Via triumphalis, die sich von der Burgmühle im weiten Bogen bis zur Parkzufahrt hinzog. Es flatterten die Fähnchen und Wimpel und bunten Bänder, es wehte auch eine Flagge in den Farben der Gotterneggs hoch oben auf dem Burgfried des Gogen.

Um elf Uhr sollte zunächst die Konfirmation der Prinzessin Anemarie und zugleich die ihrer kleinen Gefährtin, der Grete Reichke, stattfinden. Auch in der Schloßkapelle, die vollständig renoviert worden war, mit bunten Scheiben, Wandmalereien und schwerem Gestühl. Es war die Parole ausgegeben worden: nur die Familie nimmt an dem heiligen Akte teil. Das war den weißen Gästen recht; man spielte draußen die Tennispartie zu Ende, besichtigte die Fohlenkoppel, konnte in Ruhe an die Toilette gehen. Derweilen brauste durch die Schloßkirche der Orgelklang. Fürbringer spielte mit allem Gefühl, dessen er fähig war; er war gerührt und begeistert, seucht waren seine Augen, und die Brille beschlug; zuweilen griff er daneben, aber niemand achtete auf den falschen Ton; sein Sängerkhor umgab ihn, die Mädchen trugen weiße Kleider (Madame Bassore hatte dafür geforgt), die Jungen gleichfarbige dunkle Jacken mit blauem Kragen (das war Beltrus Werk). Sie sangen frisch ein hohes Lied; sie sangen nicht wie der Domchor, aber es klang dennoch zu Herzen, und der alte Herzog wischte sich eine Träne von der Nase. Er sah massig und breit, in roter Johanniteruniform mit allen seinen Orden, in der ersten

Reihe des Gestühls, rechts von ihm das fürstliche Brautpaar, daneben der Burgmüller und Frau Tilde. Das hatte der Hofchef so angeordnet, und Bolko hatte ohne weiteres zugestimmt; ja, noch mehr, er wünschte, die Insassen der Burgmühle sollten auch zur Hochzeitsfeier und zum Diner geladen werden. Es war das wieder ein hübscher Zug des Fürsten; es war nicht nur Greies wegen, die neben Annemarie vor dem Altar kniete, es sollte dadurch gewissermaßen auch das jahrhundertlange gute Verhältnis zwischen Burgmühle und Schloß, zwischen den Sprossen des Fürstengeschlechtes und den des nachbarlichen Bauernhauses dokumentiert werden. Und des Burgmüllers, alle Wetter, man brauchte sich heute des Mannes nicht zu schämen. Er trug einen neuen Frack und eine weiße Weste; sie rutschte zuweilen etwas in die Höhe und war Herrn Gottlieb unbequem, aber gab ihm doch etwas Feierliches; er sah wie ein alter Gentleman aus mit dem breiten, glattrasierten Gesicht, in dem die Lichter spielten, die durch das bunte Fensterjensei, er sah viel vornehmer aus als John Francis Simpson Esq., er sah wahrhaftig aus wie ein Lord aus dem Peerage von England und hielt sich auch so.

In der zweiten Gesühreihe saßen Prinz Jost, der Erbprinz Emil von Emskirch-Herrfurth mit seiner blassen Frau und einem zwölfjährigen Jungen, ferner der Bruder des Erbprinzen, Graf Harro Herrfurth, Sekretär bei der deutschen Botschaft in London, und der taukasische Fürst mit seiner Gattin und seinem Zwillingspärchen. Koch eine Reihe tiefer hatte ein junger Mann Platz genommen, der ein Apoll an Schönheit war: ein schlanker, fehniger, feingliedriger Mensch Mitte Zwanzig, mit einem ovalen Gesicht von reinrassigem Adel, leicht dunkel im Ton, mit prachtvollen Augen, einer klassischen Nase und einem schwarzen Bärtchen über den blühenden Lippen. Es war ein Bruder des Fürsten Jazif, der Fürst Nikolaus Sawrifiowitsch Bura-ebdin, der erst vor kurzem zur russischen Botschaft nach Berlin kommandiert worden und vom Herzog noch in letzter Stunde zu Fest und Feier befohlen worden war. Denn „wenigstens die Familie sollte dabei sein“.

Ein paar Stuhlleihen hinter dem Fürsten blieben frei, dann kamen die Bewohner des alten Hauses: Velden, die Madame, das englische Fräulein Miß Kingens und Josts Repetitor Herr Tiefand. Dort saßen auch Bepfuf und Gattin und dort hatte auch Otto Reichle Platz genommen, da ihm kein anderer angewiesen worden war; er war erst mit dem Nachzuge von Berlin gekommen, direkt vom Sezierfeld, um der Einsegnung seiner Schwester beizuwohnen zu können.

Weiter hinten drängte sich das Dienstpersonal: die Anschüß, der grüne Max, mehrere aus dem Schloß; man sah da auch den Rentmeister Kapstein und den Oberinspektor Riesenstahl, den Förster Jannasch mit seinem Jungen, dem langen August und seiner Tochter Karoline; einige bäuerliche Verwandte der Frau Tilde und an der Tür verschiedene Eindringlinge wie den lahmen Christian und den kleinen Haacksohn, der eine rote Velvetweste trug und mostrichfarbene Beinkleider, dazu im rotblaugetüpfelten Schloß ein Rabenauge; er hatte sich fein gemacht.

Vor dem Altare knieten Annemarie und Grete, Hand in Hand, beide ganz weiß, beide mit tropfenden Augen; die Blonde aufgelöst in gläubigen Enthusiasmus und süßer Herzensinfaß, der Schwarzzielpf mit ringelnden Gedanken, die von der Weihe des Augenblicks zur Faltenlage des neuen Kleides und dem Sitz der Korsage abirrten. Und vor ihnen stand in tiefer Nüchternheit der alte Presentius mit über der Brust gefalteten zitternden Händen und sprach von dem Glück seiner Greisentage, daß er heute zwei aus dem Geschlechte der Gotterneggs an heiliger Statt segnen dürfe...

Eine Stunde später wandelte sich das Bild. Da war die Schloßkirche bis auf den letzten Platz mit einer glänzenden Gesellschaft gefüllt, und die mit eisernen Bändern und Ornamenten beschlagene Pforte stand weit offen, und auch draußen noch drängten sich die Zuschauer. Es war ein wunderschöner Anblick. Nun ja, der Hochadel setzte bis auf die Herrfurths; die Magnaten jenseits der nahen Grenze, die Schobdyn, die Klettens, die Welsenstein, die Hochburgs, auch viele vom Hofe hatten sich mit Telegrammen begnügt. Aber das machte nichts, es tat dem Glanze des Bildes keinen Abbruch, daß es dem Mosaik an echten Steinen mangelte. Die Farben leuchteten dennoch. Das ganze Offizierkorps der vierten Gardekanalen war anwesend, manche Freunde von der Garde du corps, den Kürassieren, den Königsdragonern, den Leibgardehusaren. Es stummerten die Uniformen, die kar-

moisinroten Rabatten der Ulanen mit der Goldauslage der Fängschmüre, das helle Dragonerblau mit der Silberstickerei des Kragens, das Weiß und Lichtblau der Kürassiere, die ziegel- und burgunderroten, spinatgrünen und tabakbraunen ver schmürten Attilas der Husaren. Ein paar Kammerherren trugen ihre goldgestickten Fracks und weiße Kaschmirhosen mit breiten Goldgalons, ein Malteserritter er schien in großer Lebensuniform, ein Deutschritter in dem weißen Koller mit schwarzem Falkenkreuz der Balten Ulrecht. Die Orden der Halsdekorationen, die Miniaturkreuzchen auf den Frackaufschlägen, die breiten Bänder, Hüftenschleifen und Crachats stummerten und glitzerten; es glitzerten auch die Brillantsterne und Rivieren, Gehänge und Halsketten des schönen Geschlechtes, und in die lichten Farbentöne von Weiß, Hellblau und Rosa mischte sich der Damast- und Brotatglanz, das Rubin-, Flieder- und Erdbeerfarbene und satte Gelb in den Toiletten der älteren Damen.

Graf Artern hatte sein erstes größeres Werk als Hofchef vollendet; es klappte alles. Der Zug war vortrefflich arrangiert, die Tafelordnung tadellos, die Gäste waren je nach Stand, Rang und Würde einquartiert worden. Der Graf stand, eingekleidet zwischen einem kleinen Husaren und einem dicken Gutsbesitzer, an der Querwand der Kirche und sah abgesspannt aus. Teufel, das hatte Mühe gekostet! Die Hitze Afrikas, der Kosonialdienst, die Stiefsiegen, das Fieber, die schwarzen Vießer — was war das alles gegen diese Schinderei! Und unten arbeitete man schließlich für König und Vaterland, hier für einen kleinen Fürsten und seine — hm! — seine Gattin von drüben...

Aber das stand fest: sie war eine königliche Erscheinung mit ihrem herrlichen rotblonden Haar und dem stolzen Profil, den blühenden Farben im Antlitz und den grünen Augen unter der dunklen Braue. Sie war wie eine Juno gewachsen, tannenschlaun und voll Leppigkeit; eine geschlossene Krone aus Brillanten hielt auf dem Haupte den mit Myrte durchwebten wallenden Schleier, und zwei niedliche kleine Mädchen mit Kränzen von weißen Rosen im Haar trugen die Schleppe.

„Sie sieht wie eine schöne Schauspielerin aus,“ sagte sich Jost. Zwei sengende Augen ruhten auf ihr; der Blick des jungen Fürsten Bura-ebdin umfaßte sie gleich einer auflobernden Flamme. Es züngelte zuweilen etwas wild Leidenschaftliches aus den Augen des Kaukasiers, ein sprühendes Ausblitzen; aber es erlosch wieder schnell und machte dem Ausdruck behender Liebenswürdigkeit Platz. Selten sah man zwei so ungleiche Brüder wie die Fürsten Jazif und Nikolaus (Kola wurde er genannt). Jazif, der ältere, war ein großer schwerfälliger Mann mit Silberfäden im dunkeln Vollbart und einem breiten, ein wenig gedunsenen, äußerst gutmütigen Gesicht; man sagte, er lebe in unendlich glücklicher Ehe mit der einzigen Tochter Herrfurths, die er in Karlsbad kennen gelernt, als diese einst ihren Vater zur Kur begleitet hatte. Kola war der geschmeidige Halbbarbar; eine Pantherfuge an sehniger Kraft, gleichwie immer zum Sprunge bereit, mit einem heimlichen Lauern in den schönen Augen, von vollendeter äußerer Form, hinter der Zähorn und die Brutalität des Draufloschlagens sich zu bergen schienen. Als Fürst Jazif seinen Bruder dem alten Herrfurth vorgestellt, hatte er gesagt: „Väterchen, dies ist mein Bruder Nikolaus Sawrifiowitsch; er reitet dir wie ein Kosakenhetman, er schießt wie ein Cowboy, er verführt die Mädchen wie Don Juan selig, macht Schulden wie Casanova und ist auch sonst einer der größten Lumpen unter der Sonne...“

(Fortsetzung folgt.)

## Der lebendige Shakespeare.

Zum 300. Todestage. 23. April.)

Von Julius Bab.

(Nachdruck verboten.)

Weil sie aus dem schönen Bedürfnis zu danken stammt, ist von allen Torheiten der modernen Gesellschaft vielleicht die liebenswürdigste jene Gewohnheit, an das Datum des Todestages die Lebensfeier der Unsterblichen zu knüpfen. Weil William Shakespeare am 23. April 1916 300 Jahre tot ist, entsinnt sich die Menschheit mit besonderer Deutlichkeit, wie sehr er ihre lebt, und so leidenschaftlich wird dabei das Gefühl ihrer Dankbarkeit, daß mitten im Weltkrieg die Shakespearefeier als eine vereinende Welle durch alle Kulturländer der Erde flutet.

Die Dankbarkeit gegen diesen Dichter, die von Zeit zu Zeit in leidenschaftlichen Persönlichkeiten, auch ohne allen kalendrischen Anlaß wahrhaft fanatisch hervorbricht, ist ein merkwürdiges

Problem für all jene, die das Leben wesentlich durch den Verstand zu betrachten und nach erreichten, logischen Klarheiten zu schätzen gewohnt sind. Von Voltaire bis zu Tolstoi, in Frankreich oft, aber auch zuweilen in Deutschland, haben sich immer wieder Menschen erhoben, die dem Shakespearealt verständnislos gegenüberstanden, ihn für eine närrisch-Schwärmererei, wenn nicht gar für den Ausdruck roher Unbildung hielten. — Und dann haben immer wieder die größten Geister jeder Generation, ganz besonders in Deutschland und vor allen anderen Goethe, bekannt, daß sie keinem anderen Dichter und Weisen auf der Welt so viel verdanken wie Shakespeare — Und dabei ist, was jene entrüstet und diese begeistert, doch ganz in Einem gegründet: Darin, daß Shakespeares Weltanschauung und Weltanschauung sich auf keinerlei logischen Grunde erhebt, in gar keine Formel, kein System des Denkens zu bringen ist. Wer Ordnung und Form nur als das klar Gedachte, das sich Ansprechbare zu begreifen vermag, der wird in Shakespeare immer wieder ein wüdes Chaos, eine sinnlose Unordnung erblicken. Wer aber die Ordnung und den Sinn der Welt zu finden vermag, in dem unansprechlichen Rhythmus, nach dem die Kräfte des Lebens sich bilden, abruhen, angreifen, durchbringen, auflösen und neubilden, wer diese Religion einer tragischen (weil jedes Leid und jeden Tod der Einzelwesen einschließende) Weltbejahung sein Eigen nennt und kein Bedürfnis hat nach einer Formel, die ihm diesen unendlichen Prozeß vereinfacht und — sehr schönbar! — erklärt, für den wird Shakespeares Werk sich immer wieder als die klarste Darstellung, die unerschöpflichste Kraftquelle des eigenen Weltgefühls anbieten.

Ja, Shakespeare hat keine Philosophie, kein System und im Sinne irgend eines Dogmas auch keine Religion. Seine Religion ist die des Dramatikers: Der Mensch ist ein Wunder, und wer sich in die grenzenlosen Wunder der redenden und handelnden, kämpfenden und leidenden Menschenseele versenkt, der erfährt von der Welt und ihren Gesetzen so viel, wie wir Menschen überhaupt erfahren können. Durch diese grenzenlose Begeisterung für den Menschen ist Shakespeare der größte, oder besser der erste und eigentümlichste Dramatiker der Welt geworden. Denn, der Sinn der dramatischen Form ist ja, daß ein Dichter alles andere auf der Welt neben dem Schauspiel des sich aussprechenden und auswirkenden Menschen so sekundär scheint, daß er auf jede Möglichkeit, mit dem unmittelbaren Gesang oder der alles umgreifenden Schilderung sein Weltgefühl auszudrücken, verzichtet und völlig hinter dem Spiel miteinander redender Menschengestalten zurücktritt. — Eine nur scheinbare Entzweiung, denn des Dramatikers persönlichste Leidenschaft ist es, in solcher Menschengestaltung den Rhythmus des Lebens zu fühlen und fühlen zu machen.

Von Shakespeares Welt lebt in Wahrheit nichts als der Mensch. Er ist der Schöpfer und das Geschöpf, das Opfer und der Opfere. Die Leidenschaft einer großen Seele, die sich im Kampf an der notwendigen Gegenwirkung, die sie in anderen Lebewesen weckt, zerreißt, die die Welt erschüttert und sich in dieser Erschütterung löst — das ist der Inhalt jeder Shakespeareschen Tragödie. Jede Gestalt, jede Rede, jede Handlung, jede Szene ist nur ein Strahl aus dem Mittelpunkt solch eines schicksalsausstrahlenden Charakters. Das Kreisrunde, das unentrinnbar Sichere all dieser Geschehnisse und Taten, das eben ist Shakespeares Glaube, seine Religion, seine Philosophie, sein Dessen. Aber ebenso lebt diese Religion des Dramatikers in seinem Lustspiel, in dem leidenschaftslosen, äppig launische Mittagskinder vom Zauber der Eszenblume, „Dieb in Mützigang“ hin- und hergejagt werden. Hier ist kein schicksalsbindender Charakter Mittelpunkt, aber aus dem groben und feinen, leisen und lauten, ängstlichen und lustigen Spielen Charakterlos leichter Menschlichkeit schlingt sich in sehr abgewogenen Kontrasten ein harmonisches Ganze. Auch hier ist alle Macht in Wahrheit nur im Menschen.

Indessen ist Shakespeares Mensch ein durchaus sinnliches Wesen, d. h., die ganze Natur nährt seinen Geist und seinen Willen und er spiegelt sich, mit all seinen Leiden und Leidenschaften in der Natur. Darum hat Shakespeares Dramatik nicht, wie die reine Menschengestaltung mancher neuer mehr geistig gearteter Bühnendichter etwas Geistesliches, Abstraktes. Das Größte des Shakespeareschen Werkes ist es vielleicht gerade, wie dieser größten Dramatiker, der doch ganz vom gesprochenen Menschenwort lebt, doch zugleich die ganze Natur mitgestaltet. Denn die Natur lebt in seinen Dramen so, wie sie auch für uns wahrhaft lebt, als Spiegel und Wiederhall unseres Innern. Niemals ist das Toben des Unwetters größer gestaltet worden, als da, wo es der Verzweiflung des rasenden Lear Echo gibt. Nie wurde das Grauen in gespenstlich nebelnder Weide bezwingender gemalt, als da, gleich Blasen der Luft, die Bergen, der Widerhall seines dunkel gärenden Ich, vor Macbeth auftauchten. Nie klang die Musik der übernen und blauen Sternennacht berausender als dort, wo sie das Liebesgärtelchen von Lorenzo und Jessica umspielt, und nirgend lebt die Musik des nächtlichen Waldes tiefer als in den tanzenden Verjen des Sommernachtsstraums oder den lächelnden Spielen vom melancholischen Jacques und der schönen Kosalinde.

Ein Dichter, der so ganz Dramatiker ist, so ganz ausgelöst in der Anschauung der handelnden und leidenden Menschen, der so nirgends sein Fühlen und sein Denken über die Dinge, sondern nur die Großartigkeit der ungedeuteten Dinge selber süßen lassen will, kann leicht unpersönlich scheinen, es kann kommen, daß man ihn aber seinem Werk vergißt. Und in der Tat genießt man

Shakespeare zumeist mit einer ganz unpersönlichen Dankbarkeit, wie man die Geschichte Gottes genießt. In unserem Genuß, der Faust ist viel mehr Wissen um Goethe, in unserem Erleben der „Nemanschlacht“ viel mehr Denken an Kleist als die Erfahrung aller Shakespeareschen Dramen Beinigung auf den Dichter Shakespeare zu werden pflegt. Und dennoch ist auch hier an einem letzten Ende die zeitlose Schöpfung der Kunst mit dem einmalig Menschlichen ihres Schöpfers unlöslich verbunden, und der Blick von jener Schwelle, wo Einmaliges und Ewiges ineinander dämmern, ist auch hier ganz besonders erschütternd. Die Person Shakespeares ist uns weder unsichtbar noch gleichgültig. Sie stellt ein großes Gesamtschauspiel dar, das sich aus all seinen Dramen zusammensetzt. — Ich sehe dabei ab von dem töricht fogenannten „Shakespeareproblem“, die Frage: ob der sehr ausreichend bezeugte William Shakespeare, Landesherrmann in Stratford und Theaterdirektor in London (1564—1616) wirklich die nach ihm genannten Werke verfaßt hat, ist für die Menschheit ziemlich unwichtig. Ein Beweis des Gegenteils ist kaum erbracht. Was am Leben dieser Person über ihren Tod hinaus wichtig ist, das steht in der Aufeinanderfolge ihrer Werke deutlich genug bezeugt da. Es ist die ergreifende und kaum vergleichliche Lebenslinie eines Menschen, der aus einem rohen, wilden trahlenden Taumel aller Kräfte über die schmerzliche Abschiedsklarheit des großen Jugendgedichts von „Romeo und Julia“ emporsteigt zur Helle strahlender, ungetrübtter Lebensmeisterlichkeit. — Aber mit dem Glauben an das Glück und den Erfolg ist doch nicht das Gefühl von der Herrlichkeit des schaffenden Geistes, des großen Menschen von Shakespeare gewichen. Wenn diese Welt ein so weissenloser Schein ist, wie sie in letzter Lebensstunde dem Macbeth oder dem Antonius erscheint, so ist sie doch auch ein Schein, den wir rufen und bilden können, wie Prospero, der Zauberer. Am Schluß des Shakespeareschen Lebenswerkes reifen freie Märchenstücke von melancholischer Heiterkeit und ganz zuletzt tritt der Dichter zum erstenmal aus seinem Werk heraus: Prospero steht nicht mehr, wie alle anderen Gestalten Shakespeares, unter dem „Sturm“ des Schicksals, er ruft ihn und leitet ihn — er ist der Dichter selbst, der noch einmal zeigt, wie man durch kluges Spiel der Kinder, Menschen und Tiere, jeden in anderer Art, zum Guten leitet — und der dann seinen Geist entläßt, seinen Zauberstab zerbricht.

In keinem Shakespeareschen Drama ist eine Gestalt erhabener und erdichterlicher als die, in der der Dichter am Ende selber aus der Gesamtheit seiner Dramen als Träger eines gewaltigen Lebenskampfes hervorgeht. Wie schließlich im Prospero, die Regeln der dramatischen Verborgenheit sprengt, da löst sich sein Werk gleichsam in seinem letzten Sinn auf: es gibt keine Regel, keine Form, keinen Gedanken, der dieser wogenden Unermesslichkeit der Lebenskräfte genug tun könnte. Ewig und heilig ist nichts als die Unermesslichkeit der in die Menschheit gesenkten Kraft. Weil sie niemand über allen Gram und Groll hinaus mit solcher Zubrucht geliebt und geehrt hat, darum haben die rechten Menschen aller Orten für keinen andern soviel Dankbarkeit, soviel stolze Hingabe, als für den Dichter Shakespeare. Und darum preisen inmitten dieses Krieges der Völker die Träger der Menschheit einmütig aller Orten den Meister, der das ewige jenseits von Volk und Zeit geführte Kampfspiel der Menschheit schuf. Sie danken ihm, dem vor 300 Jahren Gestorbenen, dem immer Lebendigen.

## Don Miguel de Cervantes Saavedra.

(Zum 300. Todestage des Dichters am 23. April.)

Ein Abenteuerer und einer der ganz Großen der Weltliteratur — das scheint schlecht zusammenzustimmen und trifft doch bei Cervantes zu. Welch seltsam bewegtes Leben hatte dieser Mann hinter sich, als er, 57 Jahre alt 1604 den ersten Teil seines „Don Quijote“ erscheinen ließ! Der Sohn eines unbegüterten Ländersmanns aus Alcalá, verfaßte er schon als Schüler mancherlei Gelegenheitsgedichte, durch die er die Aufmerksamkeit eines Lehrers erregte, der ihn dem Kardinal Juan de Ovando empfahl. Dieser nahm ihn, wohl als Kammerdiener oder Sekretär, mit nach Italien. Aber länger als ein Jahr hielt es Cervantes in dieser Stellung nicht aus; dann trat er als einfacher Soldat in das Heer ein, das gegen die Türken gesammelt wurde. Krank lag er, als es zur großen Schlacht bei Lepanto kam; da schüttelte er das Fieber ab, kämpfte tapfer, wurde von zwei Kugeln in die Brust getroffen und büßte seine linke Hand ein. Die Verwundungen härderten ihn nicht, noch fünf Jahre an kriegerischen Unternehmungen teilzunehmen. Als er dann den Abschied nahm, wurden ihm von Don Juan d'Autria und dem Herzog von Sessa vundvolle Empfehlungsschreiben eingehändigt, die ihn, statt zum Heile, zum Unglück dienten. Denn bei der Rückfahrt nach Spanien geriet er in die Hände algerischer Seeräuber, die durch jene Dokumente in den Glauben verriet wurden, einen höchst vornehmen Gefangenen erwischt zu haben, mit dem man ein besonders hohes Lösegeld erpressen könne. Fast fünf Jahre war Cervantes gefangen, bevor ihn seine Angehörigen mit einer großen Summe loskaufen konnten. Mehrere Kluchtveruche mißlangten; auch sein verwegener Plan, mit den anderen Kriegsgefangenen sich der Stadt Algier zu bemächtigen, schlug infolge Verrats fehl. Nach der Heimkehr schrieb Cervantes einen Roman „Galatea“, der nie fertig wurde. Ende 1584 heiratete er; doch hielt es der unruhige Mann in dem Dorf seiner Frau nicht lange aus. Er ließ sich als Kriegsbefehlshaber

bigler eine Art Zivilversorgung geben und ganz im Auftrage des Königs nach Südspanien, um dort Getreide und Del einzutreiben für die gegen England auszurückende Flotte. Bald danach hatte er an der Spitze von Gerichtsvollziehern rüchthändige Strafen einzuziehen. Bei diesen Geschäften hat er wohl zu viel auch an sich selbst gedacht; denn dreimal mußte er ins Gefängnis wandern. In dieser unehrenvollen Miße nun gewannen die löstlichen Gezeiten Don Quijotes und Sanjo Bannas ihr Leben für die Gwigkeit. Gerade als der erste Teil des Buchs, das sogleich das größte Aufsehen erregte, erschienen war, wurde Cervantes noch einmal festgesetzt, weil er in eine höchst bedenkliche, nie ganz aufgekhellte Sache verwickelt war. Der zweite Teil des Meisterwerkes wäre wahrscheinlich ungehrieben geblieben, wenn nicht ein anderer eine falsche Fortsetzung veröffentlicht hätte. Da fühlte sich der Dichter, der inzwischen seine zwölf „Muhrenovellen“ herausgegeben hatte, doch genötigt, das Buch zu Ende zu führen. Eine Reihe von Dramen und Fingerringen, sowie Gedichten hat Cervantes außerdem verfaßt. Sein Roman „Die Leiden des Quixotes und der Sanjo Bannas“ ist erst nach seinem Tode erschienen; ins Deutsche hat ihn Ludwig Tiecks Tochter Dorothea übertragen, während wir diesem Dichter selbst eine vortreffliche Uebersetzung des „Don Quijote“ verdanken.

**Vermischtes.**

\* Eine merkwürdige Osterfeier in Rumänien. In Rumänien ist es Brauch, daß der König in der Ofternacht die Kasernen besucht. Wenn andere Sterbliche der rumänischen Landes- sitte gemäß nach der Auferstehungsfeier in der Nacht vom Ofter- Samstag zum Ofter-Sonntag sich zu Tische setzen, um gegen 3 Uhr des Morgens bei Speiß und Trank sich's gemütlich sein zu lassen, so kam der König allein nicht solch behaglicher Ofterfeier sich hin- geben. Er muß mit der breimenden Ofterkerze von der Kirche zu den Soldaten. Eine Kaserne nach der anderen besucht er in der Ofternacht und eröffnet nach langem Fasten persönlich die erste feste Mahlzeit seiner Soldaten. Dabei wird dann das rumänische Gießpiel auch erprobt. Jeder Soldat erhält zwei bunte Oftereier, der König auch, und dann wird durch Hineinanderstippen die Farbe der Schalen erprobt. Wer die Schale bricht, muß das Ei abgeben. Trotz der großen Strapazen, die dieser Brauch für den König mit sich bringt, hat der verstorbene König Karl bis ins hohe Alter hinein daran festgehalten.

\* Kostbare Oftereier. Auch die Sitte des Oftereier- schenkens actete zu verschiedenen Zeiten in Ueberschreißung aus, und in einer ausführlichen Geschichte des Luxus müßten auch die kostbarsten Oftereier erwähnt sein, die von einer besonderen Lieb- haberei Zeugnis ablegen. Die Mode, das einfache Ofterei in eine extravagante Kostbarkeit umzuwandeln, kam besonders im zweiten Kaiserreich in Frankreich auf. So schenkte ein französischer Kammer- herr einer vor ihm verheiratheten Pariser Schauspielerin ein gewaltiges eiförmiges Koffeegehäuse, auf dessen blauer Samtblende zahl- lose, von einem Pfeil durchbohrte Herzen in Goldstickerei leuch- teten. Da dieses Koffeegehäuse nicht in die Wohnung der Künstlerin gebracht werden konnte, mußte es im Hof geöffnet werden. In dem Ei aber befand sich eine kleine Equipage mit zwei an- gekleideten Pomms und einem jungen Kutscher, der auf dem Bod saß. Am gleichen Tage erhielt die glückliche Schauspielerin noch ein anderes Ofterei: dieses war zwar sehr klein, aber es bestand aus Gold und barg ein Halsband aus Perlen und Brill- anten im Werte von ungefähr 80 000 Mark. Oftereier im Werte von 5000, 10 000 oder 20 000 Mark gehörten im zweiten Kaiser- reich durchaus nicht zu den Seltenheiten. Auch in England wurde in dieser Beziehung ein großer Luxus getrieben. So schickte um das Jahr 1887 eine englische Dame dem Paps ein aus Eisen- bein verfertigtes Ofterei, in dem sich eine Golddose mit einem Rubin im Werte von 40 000 Mark befand. Die englische Schau- spielerin Duerrie Leighton erhielt ein Ei, das zwar nicht besonders wertvoll, dafür aber umso origineller war, als es das lebende Exemplar eines Singvogels enthielt. Auch im 20. Jahrhundert wird in England, besonders in London, ein großer Luxus mit Oftereieren getrieben, und eine Firma im Londoner West End mußte häufig solche Geschenke im Werte bis zu 20 000 Mark her- stellen. Besonders beliebt sind Eisenbeiner, die von Künstlern bemalt werden und oft bis zu 2000 Mark kosteten. Natürlich sind die Sitte der kostspieligen Oftereier ganz besonders in Ameri- ka Eingang. So schenkte vor einigen Jahren ein Kaufmann in Chicago seiner Familie ein Eisenbein von drei Fuß Umfang. Als man das Ei öffnete, ertönte von einer verborgenen Stelle her Musik, und man sah ein zweites Ei, in dem ein Grammophon untergebracht war. Auch dieses Ei, das Schmuckstücke enthielt, soll mehrere zehntausend Mark gekostet haben. Ein amerika- nischer Zunderbäder stellte ein merkwürdiges Ei her, dessen Hülle aus rosa laudierten Blumenblättern bestand, die an einem über vier Fuß hohen Drahtgestelle gefestigt waren. Dieses von 200 elektrischen Lichtern bestrahlte Ei, war mit kostbaren goldenen Cederns gefüllt. Bekannt wurde auch die Geschichte eines ameri- kanischen Millionärs, der seiner Gattin ein Ofterei zum Ge- schenk machte, in dessen ungeheurem Bau sich ein Luxusautomobil befand.

**Büchertisch.**

Der Flurschüh von Alfred V. d. Geldausgabe. Preis brosch. 0,50 Mk., geb. 1 Mk. Verlag Egon Fleißel & Co., Berlin. In einem geschmackvollen, handlichen und zum Versand ins Feld schon fertig eingewickelten Bändchen ist jetzt bei Egon Fleißel der Flurschüh von Alfred V. d. Buch erschienen. Die wie in einem sichten- derbüchlein dahinschreitend: Flurschühgestalt unseres Land und Leute so fein beobachtenden und mit markigen Strichen zeichnenden heimischen Dichters wird in dieser neuen, leicht erwerblichen Ausgabe zu alten Freunden sicher neue hinzugewinnen. Das Werk ist kräftiger und bodenständiger Art. Die Feldgrauen werden es daher ganz besonders zu schätzen wissen.

**Siegener Hausfrauen-Verein.**

Wochen-Küchenzettel.  
 Sonntag: Reissuppe, Schwarbraten ohne Fett in der Tüte und in der Kochflöte bereitet, Kartoffeln.  
 Montag: Griessuppe, Pfannkuchen mit Spargel (Rezept von Frau Vaih, 18. März).  
 Dienstag: Hahnerstodensuppe, Spiegeleier, Spinat und Kartoffeln.  
 Mittwoch: Nudelsuppe, Suppenfleisch mit Kartoffeln und Senftanke.  
 Donnerstag: Kartoffelsuppe, Fischankauf (Rezept vom 18. Dezember).  
 Freitag: Brotsuppe, Kartoffelkloße und Obst.  
 Samstag: Erbsensuppe mit Sauerkraut, Karamel-Speise.\*

\* Karamel-Speise: 1/4-1/2 Pfund Zucker wird gebräunt, ein Liter Milch hinzu, aufkochen lassen und 10 Blatt Gelatine hinein- geben. Röhren, bis die Gelatine ganz aufgelöst ist.

**Hauswirthschaftliche Rathschläge für die Kriegszeit.**

Erasmittel für Seife.  
 In den Frühjahrsmonaten findet üblicherweise die Reinigung der Wohnungen von Staub, Schmutz, Ruß u. s. w. statt. Ist nun auch die Seife knapp und teuer geworden, so gibt es doch unter den noch immer erhältlichen Reinigungsmitteln eine Anzahl, die sehr wohl als wertvoller Ersatz dienen können. So werden alle weich- ladierten Möbel, Türen, Fenster, Fensterbretter, weiße Töpfen u. s. w. ohne große Anstrengung tadellos sauber, wenn sie mit Schlemmreidewasser von miltiger Beschaffenheit abgewaschen wer- den, dem man auf 5 Liter einen gehäuftes Eßlöfl voll in einer Tasse lodendem Wasser aufgelöstes Borax beifügt. Bei Ver- wendung der viel billigeren, ungereinigten Schlemmreide über- gieße man diese mit heißem Wasser, quüle sie auf und lasse sie durch ein dichtes Leinentuch laufen, um sie dann erst mit dem übrigen Wasser zu verdünnen. Für andere hell- und dunkelgefärbte Möbel, Türen, Fenster und Decken verwende man dagegen eine Lösung oder Abkochung von Seifenrinde, auch Panamasäure oder Quillavarrinde genannt, die eine vorzügliche Reinigungskraft besitzt und namentlich fettigen Anstrich rasch beseitigt. Weiter ist reines Boraxwasser, Salmiak- und Sodawasser zu nennen, das ebenfalls, entsprechend stark verdünnt, ruß- und schmutzlösend wirkt, ohne die Farbe, bezw. Lack u. s. w. anzugreifen. Das Reinigen der Gar- dinen, das von erfahrenen Hausfrauen seines großen Seifenver- brauchs wegen stets gefürchtet war, muß heute unter dem Druck der gebotenen Sparmaßkeit fettreiche Seifen ebenfalls in ver- änderter Form bewirkt werden. Sie werden zunächst zur Lösung des Staubes in ein reichliches, oft zu wechselludendes Wasserbad ge- legt, dann in ein lauwarmes Bad von Salmiak- und Sodawasser, unter Zuzug von recht heißem Wasser gelegt, in diesem möglichst ruhiger ausgewaschen und geschwenkt, wieder mit klarem Wasser gespült und dann erst mit lodend heißem, fettem Seifenwasser übergossen und weiter behandelt, wie üblich.

**Rätsel.**

Es gibt kein Entrinnen für dich und Entweichen, Wenn uns're Umarmung gefangen dich hält. Doch nimmst du hinweg unser vorderstes Zeichen, So siehst du uns bis in die Wolken schier reichen Als mächtige Ketten der neuen Welt. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Stat-Aufgabe in voriger Nummer:  
 Abkürzungen: te = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau  
 trB = Treff-Bute, pA = Pique-As, cD = Coeur-Dame usw.  
 Im Stat liegen tr9 und carD. Mittelhand erhielt: trB, pB, cB, carB, pS, trD, trS, tr7, carS, car8, Hinterhand den Rest. Ver- lauf des Spieles:  
 1. B. p7 M. p8 D. trA = - 11  
 2. M. trB D. carZ B. p9 = - 12  
 3. M. pB D. trZ D. pD = - 15  
 4. M. cB D. trK B. pK = - 10  
 5. M. carB D. carK B. pZ = - 16  
 Die übrigen Stiche bekommt der Spieler, aber die Gegner haben bereits 64 Anzen erhalten.